die allem Anschein nach aus spanischen Bergwerkstätten des sechzehnten Jahrhunderts stammten. Ein Teil von ihnen enthielt noch Wein und Oel, andere waren mit Goldmünzen und Wertgegenständen gefüllt. Das Ende des Schachtes wurde in einer Tiefe von einundzwanzig Metern erreicht, ohne daß Williams weitere Funde machen konnte; alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß der Schacht vom Kruglager ab als Brunnen gedient hatte.

Hierauf ging Williams an die Durchforschung des wagerechten Ganges. Dieser war ebenfalls in den gewachsenen Felsen gehauen und außerdem mit einer zementartigen Schicht gegen Feuchtigkeit geschützt. In unregelmäßigen Abständen fanden sich eingehauene Nischen als Aufbewahrungsorte von Vasen, Töpfen und Krügen mit verschiedenen Wertsachen, darunter ein massiv goldenes Trinkgefäß in Form einer Henne. Nach hundert Metern zweigte ein Gang in Richtung auf den Mittelpunkt der Ruinenstadt ab, während der Hauptgang unter den alten Bischofspalast führte. Hier machte Williams in einer Aushöhlung, die als Krypta gedient zu haben scheint, die reichsten Funde, doch gleichzeitig auch eine schauerliche Entdeckung: Auf den Stufen, die zur Krypta hinunter führten, lagen Skelette, die noch Schwerter mit goldenen Knäufen in der Hand hielten. Die gespaltenen Schädel und zerschlagenen Rippen zeugten davon, daß sich ein Haufen Spanier beim Licht der verlöschenden Fackeln verzweifelt gegen eindringende Flibustier gewehrt hatte, bis der einstürzende Dom Freund und Feind, Tote und Lebende und die Schätze Panamas begrub.

Unter den Funden in der Krypta befand sich eine goldene Schale mit einem Durchmesser von 50 Zentimetern; außerdem förderte Williams eine große Anzahl massiv goldener Trinkgefäße und Räucherschalen sowie das Tischsilber des bischöflichen Haushaltes zu Tage. An der Wand des Ganges wurde ein nachgebildeter Totenkopf aus Ton gefunden; in den Augenhöhlen lagen silberne Augäpfel; Stirn und Backenknochen endeten in silbernen Hörnern, deren Bedeutung bisher nicht enträtselt werden konnte. Der Schädel sah grauenerweckend aus; sicher sollte einst die eigenartige Fratze unbefugte Eindringlinge abschrecken.

Nach Durchforschung der Krypta wurde die Untersuchung des anderen Ganges in Angriff genommen. In den Nischen fand Williams wieder eine Reihe von Gold- und Silbergegenständen, Geschirr, kunstreiches Hausgerät, Gemmen und Schmuckstücke. Hier wurden auch goldene Schlüssel entdeckt. Vielleicht haben diese einst spanischen Hausfrauen als Tändelei gedient, wahrscheinlicher aber ist, daß sie zu den Schlössern von Truhen gehören, die den kostbarsten Reichtum unglücklicher Einwohner Alt-Panamas bergen und noch der Hebung harren. Den Schatzgräbern steht nämlich der schwierigste Teil ihrer Aufgabe noch bevor, denn von der letzten Fundstelle ab war der bergab führende Gang durch Salzwasser versperrt. Williams, der lebende Fische vorfand, nimmt an, daß der Gang mit dem offenen Meer in Verbindung steht. Dadurch wird die alte Legende bestätigt, derzufolge die Verstecke derartig angelegt waren, daß das Meer den Gang jederzeit überfluten und die Schätze unzugänglich machen konnte. Williams glaubt, daß sich hier unter dem Wasser die Hauptmasse der verborgenen Schätze Alt-Panamas befindet. Die nächste Aufgabe der Schatzgräber besteht darin, die überflutete Mündung des Ganges zu finden, sie zu verbauen und den Tunnel leer zu pumpen. Doch heute schon ist die Ausbeute reich genug, um die Erzählungen vom märchenhaften Reichtum Alt-Panamas zu bekräftigen.

-⊡-

Schwarzwange

Von Wilhelm Hochgrave.

Tief in der großen Fichtendickung liegt ein uralter, weitverzweigter Mutterbau. Er hat seine Geschichte. Als man noch aus Vorderladern Hackblei schoß, war er schon längst vorhanden. Aus der Buchenverjüngung, in der ihn ein Urgroßvater der Dächse von heute grub wurde Stangenort und Hochwald. Der Hochwald wurde abgetrieben, und Rottannen nähren sich nun vom Humus des Laubwaldes. Die Fichten stehen rauh und dicht; darum ist der Bau fast vergessen. Als aber Stangen und gar Hochwald um ihn waren, da hatte er eine böse Zeit. Bei jedem Regen- und Schlackwetter und auch zu anderer Zeit ließen die Jäger Hunde einfahren, und oft wurde, wenn einer der Kläffer vorlag, gegraben. Jungfüchse und Jungdächse steckten auch in jenen Zeiten jedem März bis Mai meist übereinander in dem doppelstockwerkigen großen Bau, aber sie kamen selten hoch. Weiße Foxe und rote wie schwarze Teckel schliefen ein und würgten die wehrlosen Knirpse unbarmherzig ab, die dann aus der Fuselpulle „totgetrunken" wurden. Als wäre hier nach Altertümern oder Schätzen aus früheren Kriegszeiten gewühlt, so sah es um den Bau aus. Wüste Erdhaufen umwallten die mit Spaten und Picken verschandelten Röhren. Ruinen zerstörter Burgen können noch ein Labsal für das Auge sein, die Reste dieser Erdburg wirkten trostlos und häßlich. Verlassen blieb sie jahrelang. Wohl hauste einmal ein Iltisgeheck in ihren verfallenen Röhren, aber Dachs und Fuchs mieden sie. Der Hochwald fiel unter der Axt, und bald wuchsen Fichten zur Schonung, dann zur Dickung heran und umgatterten den Bau mit einem für Mensch und Hund nur schwer durchdringlichen Gestrüpp. Wind und Vögel säten Hartriegel, Wildrosen, Akazien und Brombeeren dazwischen aus. Erstickten diese auch später unter dem dichter werdenden Dach der Fichtenzweige, vorerst wirkten sie mit, den Bau zu schützen. Die Dickung hatte noch keine anderthalb Meter Höhe, da glaubte Schwarzwange, die Dachsfähe, keine bessere Behausung zu finden, nachdem ihr Fettschwart, die neidische zanksüchtige Alte, den Bau am Lehrberge streitig gemacht hatte. Mit den breiten, von starken Grabklauen bewehrten Schaufeln ihrer muskulösen Branten machte sie sich an die Arbeit, und schon nach wenigen Stunden waren einige der verwilderten Röhrengänge freigelegt und neue Gänge um die alten Einschläge gegraben.

In wenigen Tagen hatte sie den Bau der Väter wieder hergerichtet. Acht Röhren durchzogen die mit Nebengängen versehenen beiden Stockwerke der fünf Kessel. Neben der alten steilen Fallröhre, der sie wieder Luft machte, legte sie noch eine zweite an, um für alle Fälle durch diese Not-Ein- und Ausfahrten gesichert zu sein. Auch die Luftlöcher brachte sie in Ordnung.

Als auf den Feldern der Hafer fiel, wurden die Dächse lebendiger und zeitweilig auch weniger heimlich. Sind doch der Erntemond und der Weinmond die Wochen der Liebe für die Grimbärte. Auch unter der dichsten und vorsichtigsten Schwarte schlägt ein Herz. Frau Schwarzwange vernahm aus ihrem Halbschlaf im mooswarmen Kessel ein ungewohntes Geboller in den Gängen ihrer Erdburg. Polternd fuhr sie aus dem Bau. Aber der feine Windfang verriet ihr den Eindringling, dessen Witterung noch über dem Bau hing. Verhoffend blieb sie stehen. Da fuhr er auch schon wieder heraus: Griespkopf, der Dachsrüde vom Buchenberge. Nur nicht so hitzig, dachte Schwarzwange und flüchtete vor dem verliebten Draufgänger die Fichtenreihen auf und ab. Draußen im Freien war es ihr noch zu hell und unsicher. Flammte doch noch das letzte Feuer der hinter den Wäldern untergetauchten Sonne am Himmel. Keine Zeit für Dächse, die dem Monde sogar nach Mitternacht nicht trauen. Aber der alte Narr hinter ihr war von Ranzkoller befallen und jagte sie hin und her. Meinetwegen, meinte sie schließlich, müde von der Hatz, und aus Pappe war sie gerade auch nicht. Murrend und knurrend balgten sie sich die Nächte lang im Walde und zeitweilig auch im nahen Felde herum. Im ganzen verliefen ihre vierzehn Tage Flitterwochen recht dachsgemäß, d. h. gemütlich. Eines Morgens war Griespkopf verschwunden. Vermutlich steckte er wieder im Bau am Buchenberge, um das alte Einsiedlerleben fortzuführen. So war denn auch Schwarzwange wieder allein. Sie hatte zur Zeit keine anderen Sorgen, als sich eine tüchtige Fettschicht anzumästen. Der letzte Hafer auf dem Felde und die ersten süßen Fallbirnen hinter dem Gehöft des Waldbauern mußten tüchtig herhalten. Im Weinmond schüttelte ihr der Wind reife Pflaumen von den Bäumen. Ein krank geschossenes Rebhuhn, das der Hund nicht fand, wurde auch mitgenommen, und an dem Rehkitz, das in ein Fuchseisen des Jagdhüters geraten und mit dem Eisen nach Sprengung der Kette geflüchtet war, hatte sie einen ganz seltenen und drei Nächte hinreichenden Braten. Frau Schwarzwange konnte getrost in den Winter gehen. In dem Hauptkessel hatte sie reichlich trockenes Moos eingekarrt, und ihre Schwarte saß prall auf dem Leibe. So ließen sich schon ein paar böse Winterwochen mit Hoch- und Hartschnee und einigen Graden Frost ohne Unterbrechung verschlafen.

Die Märzdrosseln waren aus milderen Ländern zurückgekehrt, und die Amsein suchten schon mit Eifer nach geeigneten Nistplätzen. Verliebtes Taubengurren durchbebte selig den knospenstrotzenden Wald. Glücklich war auch Frau Schwarzwange. Aeugen konnte sie zwar ihr Glück nicht. Dazu war es zu dunkel in der Wochenstube. Aber sie wußte, daß sie drei Jungen das Leben geschenkt hatte, drei kaum rattengroßen Jungdächsen, denen sie zärtlich die spärlich weiß behaarten Bälge beleckte. Unter ihrer peinlichen Obhut und Pflege wuchsen die Kleinen zu rechten Schwartenträgern heran. Nach drei Wochen durften sie schon vor dem Bau auf einer Sonnenstelle spielen.

Gehörig schärfte Mutter Schwarzwange ihren Kindern ein, daß die beste Zeit für die Dächse die Stunden sind, wo keine Jäger und keine Wildschützen an den Waldrändern lauern, und bei Mondschein erst die nach Mitternacht. Manche Gefahr mußte sie mit ihrem starken Fange und den kräftigen Branten von den unbehilflichen und manchmal dummdreisten kleinen Tölpeln abwehren. Einmal wollte ein frecher Dachsrüde eins der Kleinen würgen und als bequeme Abwechslung auf der Pflanzen- und Insektenspeisekarte mitnehmen. Aber er hatte sich verrechnet und trug statt der erhofften Beute ein paar tüchtige Schmisse von der wütenden Mutter davon.

Als die Weidenröschen blühten, waren die Jungdächse schon so weit, daß sie der Mutter nicht immer gehorchten, und als vom Nachthimmel das Locken der wandernden Regenpfeifer den Herbst verkündete, da gingen die Jungdächse bald ihr eigenen Wege.

Zum Glück für alle war das große Jagdrevier seit einigen Jahren in der Hand eines weidgerechten Jägers und Naturfreundes. Bis auf weiteres hatte er seinem Aufseher strengste Schonung der Dächse auch über das Gesetz hinaus zur Pflicht gemacht, soviel jener auch dagegen redete und anführte, was irgendwo ein Jäger über Schädlichkeit der Dächse geschrieben hatte.

-⊡-

Heimkehr

Von Heinrich Eisen.

Vaterstadt — so oft ich dich wiedersehe, es ist immer eine Feierstunde. Ich gehe durch die Straßen und sehe die Straßen an. Und sehe die Häuser an. Bleibe stehen vor alten, die ich kenne, bleibe stehen vor neuen — grüße sie alle. Lasse den Verkehr wie einen Film an mir vorüber rollen. An keinem Schaufenster gehe ich vorbei, betrachte mir alle Dinge in allen Schaufenstern. Und die Menschen. Keiner kennt mich. Ich bin ihnen Irgendeiner, fremd wie sie unter sich selbst sind, weil sie nicht daran denken, daß sie alle denselben Stammvater haben. Sie wissen nicht, daß ich sie ansehe mit den Augen Eines, der heimgekehrt ist. Mit Augen der Liebe. Sie wissen nicht, daß sie alle mir Freunde sind, Brüder, Schwestern, Mütter, Väter. Sie können das nicht wissen. Sie sind im Alltag. Ich aber bin wie in einem Fest: Ich bin ein Heimkehrer. Vielleicht wird irgend jemand von meinem Glückstrahl gestreift, getroffen — weiß er warum? Wo sie zusammen reden, Frauen, Männer, Kinder, lausche ich in heimlicher Freude, empfinde jeden Laut der Mundart wie eine Liebkosung. Heimatsprache, Muttersprache — wie arm ist der deutsche Mensch im deutschen Volke, der nicht mit Stammesgenossen eine ganz besondere, eine allerheiligste Sprache spricht, eine Sprache, deren Eigenlaut ihm allenthalben, wo er sein Ohr treffen mag, wie ein Freudenschreck durch die Seele zuckt. Ihr, die ihr je und je daheim wart, wißt das nicht, weil ihr's nicht erleben konntet. Wohl sind wir allzumal Menschen auf einer Erde, aber tiefer noch sind wir Deutsche, und noch ein Stückchen tiefer sind wir die Nachfahren einzelner germanischer Stämme, „Landsleute" im engeren Sinne — Partikularismus? Seltsames Wort. Stammesart — daß Gott sie uns erhalte!

So ist der Mensch, in Sonderheit der deutsche Mensch (muß man sagen voll Zwiespalt oder voll Vielfältigkeit?): Trotzdem den Zügen, den Flugzeugen, den Ozeanriesen nach, trägt Sehnsucht nach allen Fernen, trägt brennende Wünsche im Herzen, die Welt zu durchwandern von einem Ende zum andern, und ist doch nie seliger, als wenn er nach Jahren des Ferneseins wieder daheim ist, daheim, wo die Wiege stand, wo man Kind war, jung war, wo man Vater und Mutter . .

Man muß seine Heimat, man muß seine Vaterstadt verlieren, um sie ganz zu finden.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: A. A. Sanß, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 34 Mittwoch, 22. August 1928

In 3 Tagen vom Siegerland durchs Wittgensteinerland ins Hochsauerland

Noch blüht die holde Ferienzeit, darum noch einmal für mehrere Tage in die grünen Sauerlandberge! In Hilchenbach im Ferndorftal verlassen wir den Zug und beginnen diese abwechslungsreiche dreitägige Wanderung, wobei wir nicht vergessen, unserem Rucksack auch die Blätter Siegen, Laasphe und Schmallenberg der Sauerlandkarte 1 : 50 000 des Sauerland-Verlages zu Iserlohn anzuvertrauen.

Vom Bahnhof Hilchenbach (360 m) aus suchen wir zunächst den Mühlenweg. An der Sägemühle sitzt das erste weiße liegende Kreuz der Hauptwanderstrecke 3 des Sauerländischen Gebirgsvereins. Durch den Herrenberg, später Hochwald und zwischen Haubergslaubgängen des Rehberges steigen wir aufwärts. Dreimal kreuzen wir die in zahlreichen Windungen ebenfalls diese Anhöhe erkletternde Bahn. Mehrfach haben wir herrliche Rückblicke über das schöne, in einem grünen Kranze von Bergen gebettete Städtchen Hilchenbach. Nahe dem schon 490 m hoch gelegenen Bahnhof Vormwald führt ein schöner Hochwaldweg weiter aufwärts zum Schloßberg mit den Ruinen der einstigen Burg Ginsberg, dann westlich des Gillerturmes, dessen Besteigung sich wegen der wundervollen Fernsicht sehr lohnt (653 m), zur Kronprinzeneiche. Hier genießt man einen schönen Blick in die Tiefe zu den winzig erscheinenden Häusern von Grund, dem Geburtsort des bekannten Jugendfreundes von Goethe, Jung-Stilling. Nun fällt der Weg stark im Netphebachtal, bis er 50 Minuten von der Kronprinzeneiche entfernt das Dörflein Sohlbach (390 m) durchkreuzt. Eine gute Stunde steigts zur Abwechslung mal wieder, doch ist der Hochwaldweg durch die Hohlnetphe sehr angenehm zu gehen; fast 250 m höher liegt friedlich im meilenweiten Hochwald das Forsthaus Hohenroth (635 m). 1½ Stunde lang verfolgen wir bald danach die prächtige Eisenstraße, einen breiten Fahrweg über die Hochfläche, auf der die Sieg, Lahn und Eder entspringen. An der Siegquelle kommen wir nahe vorbei, ebenso an dem Ursprung der Ilm, eines Nebenbächleins der Lahn, um endlich im Keller des Lahnhofes am Quell der Lahn zu stehen. (Die Ederquelle liegt ½ Stunde östlich von Hohenroth.) 35 Minuten hinter dem Lahnhof verlassen wir die Eisenstraße und die Hauptwanderstrecke 3, um auf Hauptwanderstrecke 2, links abbiegend, in 15 Minuten nach Heiligenborn zu gelangen, wo wir Rast halten wollen (605 m), etwa 6¼ Stunden vom Ausgangspunkte entfernt.

Am zweiten Tage halten wir uns an Hauptwanderstrecke 2. Gleich 10 Minuten hinter Heiligenborn stoßen wir auf die Ilsequelle und 1½ Stunden lang folgen wir dem Laufe des kleinen plätschernden Baches. Nur hier und da ist dieses einst liebliche Tal noch besonders reizvoll. 40 Minuten hinter Lindenfeld macht der Wanderweg plötzlich eine scharfe Biegung nach rechts über die Ilse hinweg. Wir geraten in herrlichen Buchenhochwald, der uns bis kurz vor Laasphe treu bleibt. Nach der ersten ½ Stunde kommen wir am Kleinen Buchholzberg vorbei, bald danach am Großen und nach 25 Minuten zur Sange, endlich nach weiteren 35 Minuten zum Bahnhof Laasphe-Friedrichshütte (320 m). Die Stadt selbst bleibt 10 Minuten rechts davon liegen. Wer sie noch nicht kennt, versäume den kleinen Abstecher nicht. Sonst halten wir uns auf einem schönem Fahrweg aufwärts und stehen nach 25 Minuten, 470 m hoch, vor dem schlichten Schlosse Wittgenstein mit entzückenden Umlagen und einem weiten parkartigen Forste. An der „Alten Burg" mit überwachsenem Ringwalle vorbei leitet die Hauptwanderstrecke 2 immer im schönsten Hochwalde auf gepflegten Wegen über den Erbachskopf in 1¾ Stunden bis zum Stünzel (600 m), einem stimmungsvollen Waldplatze, auf dem alljährlich die Wittgensteiner ihr Tierschaufest mit Kirmes und allerhand Betrieb feiern. Nach Sassenhausen gehts etwas bergab, dann bis zum Sassenkopf (606 m) wieder ein wenig bergan (¾ Stunde seit dem Stünzel). Am Gehöft Eisenstein leitet der Weg endlich in einer Stunde zum Schieferdorfe Raumland und auf schöner Landstraße im Odebortal in weiterer gut ½ Stunde zur schön gelegenen Hauptstadt des Wittgensteiner Ländchens, Berleberg (420). 7½ Stunden Wegs von Heiligenborn aus. Sind wir noch nicht müde, suchen wir, nachdem wir Quartier gefunden haben, noch den prächtigen Schloßpark und das Schloß selbst auf, sonst versparen wir uns dies für den nächsten Morgen.

Der dritte und letzte Tag führt uns auf Hauptwanderstrecke 23 quer über den Kamm des Rothaargebirges. Gleich hinter Berleburg streifen wir die „Lause", eine Kolonie von Meckesen (Mischlinge von Weißen und Zigeunern), wir biegen links auf einem Feldweg ab, bis wir nach 30 Minuten zum Trüfsbach gelangen. Nun beginnt der Tageswanderung schönster Teil. Durch Hochwald steigend gelangen wir in einer Stunde fast 300 Meter höher als Berleburg. Am Großen Kopf, dessen Kuppe mit 740 Meter selbst etwas links abseits bleibt, stehen wir 710 Meter hoch und kreuzen die Hauptwanderstrecke 6. Sogleich gehts wieder 250 m abwärts. 50 Minuten Zickzackwege durch manchmal undurchdringlich erscheinenden Hochwald, und wir sind in der kleinen, am Talabschluß gelegenen Sommerfrische Latrop (460 Meter) angelangt. Jenseits des idyllisch gelegenen Fleckchens heißt es nun wieder 200 m empor zu klettern. Während des Anstiegs zur Schmallenberger Höhe (655 m), der etwa 40 Minuten währt, erfreuen wir uns der prächtigsten Ausblicke. Das Schlußstück nimmt noch ein Stündchen Zeit in Anspruch und führt durch Wald und zuletzt durch Felder, endlich ganz durch die Bergstadt Schmallenberg (410 m), deren malerische Lage wir schon von weitem sahen. Der letzte Tagesmarsch war in 3¾ Stunden zu schaffen, so daß uns Zeit genug für die Heimreise verbleibt. Wir fahren, je nachdem uns bessere Anschlüsse winken, entweder über Altenhundem oder Wennemen zurück, in uns das feste Bewußtsein hegend, wieder einmal ein herrlich Fleckchen roter Erde, echten Sauerlandes durchzogen zu haben, das uns von Sonntag zu Sonntag immer mehr ans Herz wächst.

-⊡-

Der Westerwald

Hui! Der Westerwald: Neun Monate Winter und drei Monate schlecht Wetter, dieses Land der armen Leute, wo die Kirschen zwei Jahre zur Reife brauchen, wo es nichts als Pfützen und große Steine gibt, wo die Häuser im Winter einschneien und die Leute sich einen Tunnel durch den Schnee graben. Wer wird sich dahin wagen in das Nassauische Sibirien?

Ja, es ist schwer gegen Vorurteile anzukämpfen. Wer aber einmal den Westerwald, dieses eigenartige, von Lahn, Sieg, Dill und Rhein geographisch scharf abgegrenzte Gebiet mit Rucksack und Stecken durchwandert hat, der wird den Westerwald als den andern ebenbürtig, in den Kranz der deutschen Mittelgebirge einreihen. Es fesselt uns an einer Landschaft ja nicht nur die Fülle der Erscheinungen, auch die Eigenart der Charakter einer Gegend zieht uns an. Alle Schönheit liegt in dem beschauenden Auge und wer sehend ist, wandelt überall im Lande des Schönen. Es ist freilich keine Schönheit, die sich dem Besucher aufdrängt, sie will gesucht und verstanden sein; es ist eine herbe, schwermütige Schönheit von ganz besonderer Eigenart. Aber echte unverdorbene Naturpoesie, urwüchsige Kraft und schlichte Natürlichkeit liebt, der sucht sie hier nicht vergebens. — Zweierlei ist es, was den Westerwaldwanderer fesselt; einmal ist es die liebliche Anmut und Romantik der Flußtäler, zum andern, die herbe, ernste Schönheit der weiten Hochfläche. Gerade diese Sonderheit und Eigenart schuf dieser Gegend die Freunde in stets wachsender Zahl. Weite, endlose Viehweiden, auf denen sich große Viehherden den ganzen Sommer durch nähren, weite, mit schweren Basaltblöcken übersäte Oedländereien, dazwischen einige dürftige Saatfelder, von deren hellem Grün sich lange Reihen schmaler Tannenschonungen, die Schutzhecken, als dunkle Streifen abheben, das ist das typische Bild des Hohen Westerwaldes. Die kleinen Dörfchen mit ihren fast einstöckigen Häusern liegen eng zusammengeduckt in den Mulden wie schutzsuchend vor dem „Woost", dem Schneesturm. Die Strohdächer reichen auf der Wetterseite bis fast auf die Erde und bieten so dem Sturm den wirksamsten Widerstand. Der Wald fehlt hier von oben fast ganz und die Schneestürme fegen erbarmungslos über die weite, ungeschützte Hochfläche. Dicht und immer dichter hängt sich bei nebeligem Frostwetter, das hier oben so häufig ist, der Rauhreif an Bäume und Sträucher, an jedes kleine Zweiglein, bis zuletzt die Aeste unter der Last sich biegen und die Gipfel der Tannen abbrechen; dieses ist mit ein Hauptgrund, weshalb hier der Wald nicht hochkommt.

Spät kommt der Frühling, meist erst im Mai, dann aber mit Gewalt und unwiderstehlicher Macht; dann grünt und sprießt es, und oft in wenigen Tagen steht der Wald und die ganze weite Heide im schönsten Frühlingskleid. Dann ist es Zeit hinauszuwandern und die Schönheiten des Westerwaldes zu genießen. Wenn an klaren sonnigen Tagen von der Höhe des Salzburger Kopfes du fern am Horizont die Umrisse des Feldberges, oder im Westen die des Siebengebirges erkennen kannst, wenn die Erika und die Arnika, das Edelweiß des Westerwaldes die ganze Heide mit einem blühenden Teppich überzieht, wenn du, im Grase hingestreckt, deinen Körper von den heilsamen Strahlen der Sonne durchwärmen läßt, dann wirst du etwas von Westerwaldstimmung spüren. — Nicht erbarmungslos brennt hier oben die Sonne, auch bei der größten Sommerhitze weht ein leiser Wind dir stets Kühlung zu, und wenn in der Großstadt die drückende Schwüle und Gluthitze des Hochsommers den Schlaf von deinen Augen scheucht, dann senkt sich hier die erquickende Kühle des Abends hernieder und spendet dir in gesundem Schlaf neue Kraft und neue Lebensfreude.

Wenn wir einige Stunden weiter abwärts steigen, hat sich mit einem Mal das Landschaftsbild völlig verändert. Ueppige grüne Wiesen und Felder, wundervolle Wälder mit hohen schlanken Tannen, stolze Eichen- und Buchenwälder, deren lichtes Grün in freundlichem Gegensatz steht zu dem dunklen Grün der Tannenwälder, erfreuen hier unser Auge. In einem Kranz von fruchtbaren Obstbäumen liegen die sauberen Dörfer, deren weiß getünchte Fachwerkhäuser und stolze Bauernhöfe von Wohlstand und Behaglichkeit erzählen. Die Flußtälchen bieten einen so reichhaltigen Wechsel von reizenden Bildern voll Lieblichkeit und Romantik, daß ein Besuch sehr empfohlen werden kann. Das enge romantische Tal der großen Nister, die „Kroppacher

Schweiz" genannt, darin auch das Kleinod des Westerwaldes, die Cistertienabtei Marienstatt liegt, ein wundervolles Flechten Erde, das die Natur und die Kunst der Menschen in gleichem Maße in verschwenderischer Fülle mit allem Schönen ausgestattet, sei hier an erster Stelle genannt. — Auch eine Wanderung über die Kassauische Seenplatte, ein weites einförmiges Hochplateau, dessen Einförmigkeit durch die vielen Seen in anmutiger Weise unterbrochen wird, deren größter, der „Dreifelder Weiher", 500 Morgen groß ist, ist sehr lohnend.

Eine weitere Merkwürdigkeit des Westerwaldes ist die Dornburg bei Frickhofen, ein hoher Bergkegel aus losen Basaltblöcken, der mit seinem ewigen Eise eine interessante Naturerscheinung ist, die in Deutschland einzig dasteht. — Ein frohes Bild löst das andere ab, wohin auch dein Fuß sich wendet, Hachenburg, Hadamar, Herborn, Montabaur haben ihre altertümliche Bauart, und damit ihre besonderen Reize bewahrt. Ueberall grüßt nach froher Wanderung die gastliche Unterkunftsstätte, sei es das wohlgepflegte Bett in sauberem Gasthoff, sei es ein Strohsack mit eisernem Feldbett einer freundlichen Jugendherberge. Gilt auch der Wäller als rauh, so ist er nicht minder gastfreundlich. Gerne sieht man den Gast einkehren, freundlich wird er bewirtet; wer einmal mit Rucksack und Wanderstab den Westerwald durchstreift hat, der wird immer gerne wiederkommen und die alten trauen Freunde des Waldes wieder grüßen mit ihrem heimischen Berggruß:

„Huil Wäller? Allemol!"

—⊙—

In den Dolomiten.

Von Friedr. v. Oppeln-Bronikowski.

Dem Asphaltdunst der glühenden Großstadt entronnen, genieße ich wie ein Epikuräer die reine, würzige Bergluft. Ich habe keinen Ehrgeiz auf Hochtouren wie in früheren Jahren. Ein bezwungener Gipfel ist gewiß eine schöne Sache, aber das Leben ohne Ehrgeiz, ohne Schweiß und Wagnis ist auch etwas wert. Ich halte es heuer mit den Reisenden, die sich die Wirtshäuser von innen und die Berge von unten ansehen. Ich liebe diese Berge und besteige sie nicht zum ersten Male. Die Dolomiten sagen mir mehr zu als das klassische Phantasie der Schweiz. Hier sperren keine erdrückenden Bergriesen mit ewigen Schneefirnen den Horizont; keine düsteren Talgründe ins Abgrundlose hinab. Die Berge sind um tausend Meter niedriger, die Täler breiter und freundlicher, Licht, Luft und Leute südlicher, schon halb italienisch. Und an die Stelle niederschmetternder Majestät tritt die Phantastik der Bergformen in unendlicher Mannigfaltigkeit. Bald glaubt man sich vor zerstörten Riesenburgen, bald vor einem zertrümmerten Dom von ausschweifender Gotik, bald vor den Gebilden einer Tropfsteinhöhle zu befinden. Neben dem Spitzen, Gezackten, Himmelstürmenden das Flachrunde, Bastionsartige, überall senkrechte Zerklüftungen, von wagerechten Gesteinsschichten durchkreuzt, Bündel riesenhafter Orgelpfeifen oder Tropfsteinhöhlen, ganze Register von Türmen und Türmchen, vom Uebergroßen bis zum Winzigen, Nadelspitzen und Messerklingen, drohende Finger und Mützgestalten, eine Felswüste barocker Gebilde, die der Phantasie eines Höllenbreughel entsprungen sein könnte. Und darunter der dunkelgrüne Gürtel kniehoher Latschenkiefern und die hellgrünen, lichten Lärchenwälder in blumigen Matten.

Ewig wechselnd sind auch die Farben dieser Kalkberge. Sie bieten allen Beleuchtungseffekten den Spiegel dar, schimmern zartrosa in der Frühe, goldig am Vormittag, im warmen Silbergrau am Mittag, bernsteingelb oder korallenrot am Abend. Bald sind sie in Dunst aufgelöst, bald heben sie sich haarscharf von dem satten, milden Himmelsblau ab, werden düster und blauschwarz, wenn Wolkenschatten darüber hinwegziehen, und verschleiert sich einmal das strahlende südliche Licht, so zeigen sie ihre Eigenfarbe: blaugrau, wo sie verwittert sind, sonst goldbraun mit mächtigen blutroten Einsprengungen. Nur hier und da setzen einige leuchtende Schneefirnen ihren herrischen Akzent auf diese steinerne Dithyrambe.

Das alles spiegelt sich in den herrlichen Bergseen, die in feierlicher, weltentrückter Stille dalliegen, als Juwelen und höchste Steigerung dieser Landschaft. Ich besuchte den fast 8100 Meter hohen Misurinasee und den 1500 Meter hohen Prageser Wildsee, beide von einziger Schönheit. Der zweite, dem Königssee ähnlich, von hohen, steilen, graublauen Felswänden eingerahmt, smaragdgrün und von schauriger Tiefe, der andere in breitem, waldumdunkeltem Becken, überragt von den hohen Drei Zinnen, die von hier aus einer eingekerbten Pyramide gleichen, eine Art Morgana, die hinter dem Waldgürtel an der calabresischen Küste, in dem sonst so unvermittelt emporstarrt, von dem tiefblauen, ganz niedrigen Himmel überspannt, als stieße sie in ihn hinein, beängstigend schön, wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt.

Und ich habe mich an diesen erhabenen oder phantastischen Bildern satt gesehen, um sie nie zu vergessen, so finde ich neues Glück in der Beschränkung. Unter dem leichten Schatten der zierlichen, hellgrünen Lärchenbäume lagere ich mich in das üppige Gras, aus dem lila Bergastern hervorlugen und über das schon ein Flor von Herbstzeitlosen hingestreut ist. Ich lausche dem Glockenkonzert des Almviehs oder folge träumend dem raschen Zickzackfluge eines blaßgelben Postillions oder eines seltenen Alpenschmetterlings mit ausgezackten, schwalbenschwanzartigen Flügeln, der über seine duftende Weide hinsegelt: Enziane aller Gattungen, lila oder tiefblau, in Nestern wuchernd, an hohen Stauden blühend oder dicht am Boden ihre Einzelblüten duckend, gelbe Ranunkeln, wilde Orchideen, Bergprimeln, Aurikeln, Rapunzeln und Soldanellen, die ganze Regenbogenskala dieses in Blumen verwandelten Lichtes. Höher hinauf sprießen die großen gelben Trollblumen wie riesige Butterblumen; in feuchten Winkeln schießt gelber oder lila Sturmhut in mannshohen Büscheln auf; goldgelber Alpenmohn leuchtet zwischen den grauen Schutthalden wie verlorene Dukaten; silbergraues Edelweiß gattet sich mit der flechtenartig kriechenden Gletscherweide, dem kleinsten Baume der Welt, und das letzte Leben endet in Moosen und polsterbildenden Schneepflanzen mit ihren Miniaturblüten.

So hoch bin ich bisher gekommen, d. h. bis zu dritthalbtausend Metern. Das genügt mir, um Lungen und Beine zu stärken, die Schönheit im großen und kleinen zu genießen und Heerschau zu halten über dies Volk von Bergbäuptern. Ich bin vom Misurinasee nach der Dreizinnenhütte gepilgert, habe die senkrecht aufsteigenden Leiber der drei Kolosse umschritten und von der Paßhöhe auf die phantastische Felswüste geschaut. Rechts ragt der Paternkofel auf; geradeaus türmen sich die Berge des Sextentales, die aus grauen Schutthalden emporbrechen wie aus einer bestaubten Schneedecke und links durch den Einschnitt des Ampezzotales getrennt, winkt die Pyramide der Hohen Gais herüber. Den Horizont aber sperren die Riesenwände der Hohen Tauern, im Neuschnee leuchtend, und im Rücken, hinter der jähen Doppelzacke des Monte Cristallo, ragen die Schneehäupter des Antelao und Sorapis.

Tiefe Stille verschlingt alle Geräusche; nur wenn ein Stein sich unter dem Schritt meiner Bergstiefel vom Felspfade loslöst, poltert er dumpf in die Tiefe, bis er irgendwo an einem Felsblock zerschellt oder im Abgrund verschwindet. Es liegt etwas Ueberwältigendes in dieser Stille des Hochgebirges, etwas von der Ewigkeitsnähe des Todes.

—⊙—

Die sieben Bäder Roms

Von Dr. Edward Brandt.

Rom teilt das Schicksal aller Großstädte, die unweit der Flußmündung liegen. Es nennt das Meer sein eigen und doch nicht. Inmitten der sommerlichen Hitze seiner Häusermassen wittert der Bewohner den Strand. Der Salzgeruch der Flut scheint ihn zu foppen, und wenn er sich der Mühe unterzieht, die 142 Stufen des St. Peterdoms hinauf zu steigen, dann erblickt er sogar den blauen, lockenden Streifen am westlichen Horizont.

Solche verheißungsvolle Nähe und Ferne!

Zudem! Der römische Hochsommer genießt nicht umsonst einen so schlechten Ruf. Das Uebel der Malaria ist noch immer nicht ganz gebannt. Zwar hat man das Auftreten des Sumpffiebers auf die niederen Stadtteile am Tiber und auf das aventinische Viertel beschränkt. Und doch! Nicht Jedermanns Sache ist dieses sommerliche Rom, seine Berge sind in gesundheitlicher Beziehung jedenfalls sicherer.

Nicht so sehr seine Meeresküste. Geht doch der stickige Odem von Juli bis September über die Niederungen der Campagna hin. Der Tiber hat leider in dieser Beziehung kein Einsehen gehabt, da er sich breit ausladend bei Ostia in einem „Stagno", das heißt in einem Sumpfe, verliert. Nur das Meer selbst gibt die ersehnte Erquickung.

Ich bin mir nicht ganz klar darüber, ob man der Chronik der Fischer Ostias Glauben schenken darf und ob deren sieben Zentner schwerer Hai nicht eine „Ente" gewesen ist. Ein solcher Bursche in dem elegantesten Seebade der Hauptstadt gehört entschieden zu den Erscheinungen, die der orientierte Zeitgenosse mit dem Ausdruck unerwünscht belegt. Aber der Fall von Tarent macht bedenklich, denn hier, dicht friedlichen Jonischen Meere hat sich ein Riesenfisch ein Boot zum Kentern gebracht. Ich selbst erinnere mich eines schönen Tages in Nizza, da man gleich Siegestrophäen zwei frisch gefangene Haie durch die Straßen der Stadt fuhr. Also ganz ungefährlich ist das Baden vor Roms Toren nach allem, was man hört, doch nicht.

Indessen, die Haie gehören zu den Seltenheiten und sind daher nicht das Wesentliche. Das Wort des griechischen Dichters, daß die Götter vor das Ziel den Schweiß des Edlen zu setzen beliebten, fällt hier schon weit schwerer in das Gewicht.

Eine Elektrische fährt von der Porta San Paolo nach Ostia. Sie erreicht in 30 Minuten die Küste und hat Anschluß an die Straßenbahn welche die Hauptstadt durchquert. Wer also Glück hat und keinen der Wagen versäumt, kann damit rechnen, daß er in einer Stunde von den sieben Hügeln zum Meere kommt.

Aber selbst Rom ist über die Launen der Thyrrenischen Göttin schlecht unterrichtet. Die Zeitung veröffentlicht den letzten Wetterbericht: Ruhige See, 14 Grad Wasserwärme, Lufttemperatur 26 Grad. Das war gestern, und heute schon kann die Sache ein ganz anderes Gesicht haben.

Man steht zeitig auf, verzichtet auf das erste Frühstück, um nicht mit vollem Magen in die Fluten zu steigen, kommt in Schweiß gebadet wenn alles klappt, in Ostia an — und findet Sturm. Um eine Erfahrung reicher und um eine schöne Illusion ärmer geworden, kehrt man zu den heimischen Penaten zurück, liegt doch zwischen Rom und Ostia noch gar mancherlei.

Ostia ist das jüngste und darum das mondänste sagen wir aristokratischste der römischen Seebäder. Der Adel ist alt, aber das Aristokratische neu. Das scheint eben in seinem exklusiven Wesen begründet zu liegen, denn, hat es einmal den Reiz der Neuheit verloren, dann ist es auch schon demokratisch, will sagen, vulgär geworden, und die oberen Zehntausend fahnden nach einem neueren Vorrecht.

Zur Stunde hält man sich freilich noch an Ostia und rühmt dieses. Nicht allein wegen seines ausgezeichneten Publikums, sondern in erster Linie wegen seiner Sittlichkeit. Die Damen Roms nämlich, die ihre Strandkabinen aufsuchen, bevor sie ihren Leib den Fluten anvertrauen, kleiden sich nicht aus, sondern an. Die Stoffvergeudung beim Badekostüm ist weit größer als beim Promenadenanzug. Das ist der guten Gesellschaft Roms neuster Trick. Darum fliehen die Kodakträger Ostia, es ist nicht das geringste für ihre Platten und Films zu holen.

Die Herrschaften haben es hier in Rom gut, denn Ostia ist es ja nicht allein. Wer die Wahl hat, der hat bekanntlich auch die Qual. Er kann als Römer jeden Tag der Woche, so ihm das Freude macht, in einem anderen Seebad verbringen und am Montag von vorne anfangen.

Goethes „Die Lustigen von Weimar" feiern hier ihre feuchtfröhliche Auferstehung. Civitavecchia, Santa Marinella, Ladispoli, Anzio, Nettuno, Fiumicino und Ostia! Das Menu der römischen Woche für den, der die Abwechslung liebt. Die sieben Bäder Roms!

Civitavecchia ist der weiteste, aber auch der älteste dieser römischen Badeorte am Thyrrenischen Meere. Es hat als erstes die Eisenbahnverbindung mit der Hauptstadt gehabt, da es ja Schnellzugsstation der großen „Diretti" nach dem Norden ist.

Die näher gelegenen hatten sich mit elenden, langsamen Lokalverbindungen zu begnügen, in deren unbequemen Wagen die Fahrt gerade kein Vergnügen war. Nicht wenige galt es erst von dem gefürchteten Gaste der Malaria zu befreien, und das Chinin dürfte auch heute noch ständiger Begleiter auf diesen Plätzen sein.

Da die Sanierung der Küste weiter und weiter fortschreitet, dürfte es wohl kaum bei diesen sieben Bädern Roms sein Bewenden haben. Schon kann man Fregone zu diesen sieben hinzu zählen; zehn gegen eins ist zu wetten, daß ihre Zahl sich mit dem Wachstum der Stadt im Verlaufe weniger Jahre noch bedeutend vergrößern wird, und auch dann dürfte immer das Neueste das Vornehmste sein.

Zur Stunde steht freilich noch Ostia im Mittelpunkt der Ereignisse. Es feiert seine Feste, wie sie gerade fallen, ob es sich nun um das Gedenken der ersten Landung des Aeneas in den Gewässern des Tiber oder um die Begrüßung der Dreadnoughts des mit Italien befreundeten Englands handelt.

Denn Ostia ist — schick!

Die Tausendjahrfeier in Dinkelsbühl

Bilder vom Fest.



Tanz der Brautführer und Brautführerinnen auf dem Marktplatz.



Rechts: Brunnen-Szene.
Links: die Dinkelsbühler Kinder, die die Stadt vor den Schweden retteten; der schwedische Oberst Sperreuth mit dem Knaben, wegen dessen Aehnlichkeit mit seinem verstorbenen Buben er die Stadt freigab.

Der Ruhm des klassischen Bajae schweigt. Die heimlichen Schlupfwinkel campanischer Ausschweifung, die schon in den Tagen des Hannibal dem Heere des Karthagers sein Capua bereiteten, gehören der Vergangenheit an.

Ostia ist Gegenwart und Trumpf unter Roms fieber Bädern, das Trouville Italiens, dessen Gefahren sich auf den pünktlich signalisierten Hai beschränken.

—⊙—

Omatsuri, das sommerliche Volksfest der Japaner

Von Franz Schombach.

Wie überall in der Welt, so trägt auch in Japan das sommerliche Fest — hier „Omatsuri" genannt — insbesondere das Gepräge allgemeiner Fröhlichkeit, die alle durch den Werktag gezogenen Schranken überbrückt und sich in ausgiebigem Essen, Trinken und Tanzen äußert. Aber in Japan, wo erst verhältnismäßig spät moderne Zeitströmungen die mittelalterlich feudalen Gesellschaftsformen zu beeinflussen begonnen haben, liegt dem ausgelassenen Sommerfest ein durchaus ernster Inhalt von kultureller Bedeutung zu Grunde.

Omatsuri, das nicht gleichzeitig, sondern in mehr oder weniger origineller Weise von allen, auch den kleinsten Ortschaften des Reiches der aufgehenden Sonne gefeiert wird, gilt in erster Linie der Verehrung des Schutzgottes der Familie. Das durch die Abkunft vom gemeinsamen Stammvater begründete Verwandtschaftsverhältnis war noch bis vor wenigen Jahrzehnten in Japan so fest gefügt wie einst in Germanien die Sippe. Leider beginnen sich auch in jenem ostasiatischen Inselreiche unter dem europäischen Einfluß diese Bande zu lockern, aber der „Ujigami", der Begründer der Familie, ist noch heute Gegenstand der Anbetung. Vor dem Altar, den jeder Bezirk seinem Ujigami errichtet hat, beugen sich am Tage des Omatsuri die Sippegenossen zu Hunderten und Tausenden und blicken prüfend in den am Altar hängenden geweihten Spiegel, in dem sie ihr wahres innerstes Wesen erkennen. Nach der Andacht wird im festlichen Zuge die heilige Sänfte Mikoshi durch die Straßen des Ortes geführt, und zwar beteiligen sich nacheinander alle Volksgenossen beim Tragen des kostbaren, recht gewichtigen Heiligtums. Die Prozession hat eine mehr nationale als religiöse Bedeutung. Die Sänfte ist das Sinnbild des Staates, zu dessen Aufrechterhaltung sich alle Glieder des Volkes, ob arm oder reich, jung oder alt, brüderlich zusammenfinden. In der alten Zeit suchten die einzelnen Provinzen einander durch die Schönheit und Kostbarkeit der Sänfte gegenseitig zu übertreffen. Damals begleitete eine religiöse Musik diese Prozession.

Heute hat der ursprünglich so ernste Charakter des Sommerfestes vorwiegend den einer Volksbelustigung angenommen, und recht närrische Bräuche und Gesänge haben sich allmählich eingebürgert. Doch ist dies eine Erscheinung, wie sie überall anzutreffen ist und die — falls sie den Sinn des Festes nicht zu sehr verdunkelt — mit in Kauf genommen werden muß, um das Interesse der großen Masse an solchen Feiern wach zu erhalten. Auch die heute übliche Art, wie der Japaner Omatsuri feiert, trägt dazu bei, die Liebe zur Heimat, das Nationalbewußtsein und die Ehrfurcht vor den Ahnen zu festigen.

Etwas dem Japaner Eigentümliches, was ihn von allen anderen Völkern unterscheidet, ist die große Anzahl von Altären. Manche scheinen ganz unbedeutenden Dingen gewidmet zu sein. Aber der Japaner erblickt in dem Begriff der Nation ein höheres geistiges Wesen, das ihm heilig ist. Und allen Gegenständen oder Personen, die ihm als ein Teil des geheiligten Geistes der Nation gelten, errichtet er Altäre. Es ist ein billiges Vergnügen, über diese Eigenart zu lächeln oder zu witzeln; sie erklärt aber die zähe Lebenskraft des japanischen Volkes, das sich auch durch die schlimmsten Schicksalsschläge nicht entmutigen läßt.

—⊙—

Der Schatz von Panama

Ein Schatzgräberroman aus der Wirklichkeit.

Von Harris Brackett - Buenos Aires.

Eine der schauerlichsten Episoden der Geschichte ist die Plünderung und Zerstörung von Alt-Panama im Jahre 1670 durch den englischen Seeräuber Henry Morgan und dessen vertierte Flibustierhorden.

Damals, als die seebeherrschende Macht Spaniens schon bedenklich gesunken war, konnte Panama die Schatzkammer Mittelamerikas genannt werden. Alle den Azteken geraubten Schätze lagen dort aufgestapelt, und die Geschichtsschreiber erzählen, die Spanier in Panama hätten von goldenen Tellern gegessen und aus goldenen Schalen getrunken; von der Höhe des Turmes der prachtvollen Kathedrale sollen sieben silberne Glocken in das Land hinaus geklungen haben.

Der Reichtum Panamas mußte die Raubgier der Flibustier wecken. Das entsetzliche Schicksal anderer von den Seeräubern zerstörter Städte warnte die Bewohner von Panama, und diese beeilten sich, ihre Schätze der Obhut der Geistlichkeit anzuvertrauen, weil der Klerus unter den Grundmauern der Kirchen über versteckte Verließe und geheime Gänge verfügte.

Zwölfhundert Mann stark marschierten die Flibustier in neuntägigem Raubzug von der Ostküste herüber vor die Stadt. Die Bevölkerung des Isthmus floh vor ihnen her. Ein Trupp Bauern konnte sich nicht rechtzeitig retten und geriet mit seinen Herden in die Hände der ausgehungerten Räuber, die das Vieh niederschlugen und das warme Fleisch verschlangen. Trotz aller Tapferkeit der Verteidiger konnten die Mauern von Panama die Flibustier nur drei Stunden aufhalten, dann stürzten sich die viehischen Banden auf die Bevölkerung und hieben sie erbarmungslos nieder. Die Trümmer der brennenden Kathedrale begruben die letzten sich wehrenden Spanier.

Am anderen Morgen wurden die eroberten Reichtümer auf Befehl Morgans, der trotz der Roheit seiner Horden in solchen Fällen eiserne Disziplin zu halten verstand, gesammelt und gleichmäßig unter die Flibustier verteilt. Die Enttäuschung über den geringen Ertrag der blutigen Ernte war groß, um so mehr, als Morgan seinen Leuten eine Riesenbeute versprochen hatte. Er wußte, daß noch größere Schätze in der brennenden Stadt verborgen lagen. Doch alle Einwohner von Panama, die durch den Verrat des Geheimnisses ihr nacktes Leben hätten retten können, waren sinnlos ermordet worden. Nach dreiwöchentlichem, fruchtlosem Suchen, nach unerhörten Folterqualen, die allen noch nachträglich in den Sumpfwäldern gefangenen Frauen und Kindern den Tod brachten, ohne zu einer Enthüllung des Geheimnisses der verborgenen Schätze zu führen, zogen die erbitterten Flibustier an die Ostküste zurück.

Seitdem lag die Trümmerstätte von Alt-Panama unberührt. Erst Jahre danach erstand Neu-Panama eine Stunde von den Ruinen entfernt. Die alte Stadt wurde von urwaldartigem Dickicht überwuchert und von der Bevölkerung als unheimlicher Ort, den die Geister der Erschlagenen beschützten, ängstlich gemieden.

Erst kürzlich lenkten die Berichte alter Chronisten die Aufmerksamkeit eines amerikanischen Offiziers auf die Trümmerstätte von Alt-Panama, und dieser, Leutnant Williams, begann die Nachforschungen nach den verborgenen Schätzen, nachdem er sich durch einen Vertrag, der die Republik Panama am materiellen Erfolg der Ausgrabungen beteiligt, die behördliche Erlaubnis hierzu gesichert hatte.

Das Durchwühlen aller Kirchenruinen der Stadt, die angeblich die Schätze bergen sollten, erschien unmöglich. Da kam den Schatzsuchern eine neue Erfindung zu Hilfe, eine elektromagnetische Wünschelrute, die durch verschieden geartete Töne das Vorhandensein von Metall anzeigt. Eine Bodensenkung innerhalb der Ruinen des alten Bischofspalastes, die auf das Einstürzen unterirdischer Aushöhlungen schließen ließ, veranlaßte Williams, hier die ersten Versuche zu unternehmen. Die Wünschelrute trat in Tätigkeit und reagierte so stark, daß die Ausgrabungen sofort aufgenommen wurden.

Die bisherige Ausbeute hat die Berichte über die verborgenen Schätze bestätigt. Schon in einer Tiefe von einem Meter wurde ein Topf mit Goldmünzen gefunden. Nach drei weiteren Metern stießen die Schatzgräber auf einen runden Stein mit einem Handgriff in der Mitte. Die Platte wurde gehoben, und die Oeffnung zu einem unterirdischen Gang lag frei, während ein Schacht tiefer in die Erde führte. Williams entschloß sich zuerst für die Durchforschung dieses Schachtes. Fünf Meter unter der Erdoberfläche begann gewachsener Fels. In einer Tiefe von acht Metern stießen die Schatzgräber auf ein Lager von Krügen und Vasen,